

24

Jens Friebe's »52 Wochenenden« ist erstmals im Jahr 2007 erschienen. Es geht darin ums Ausgehen und Rumstehen, um Drogen und Leben, um Ernst und Unernst. Der Roman eines Feierjahres wurde von der FAZ begeistert gefeiert: »So nah hier alles – wie immer bei gutem Pop – an allseits bekannten Alltäglichkeiten ist und diese präzise und pointiert abbildet, so sehr spinnt Friebe im nächsten Moment völlig unspektakuläre Begebenheiten ins Absurde oder ergeht sich in literarischen Persiflagen und purer Sciencefiction. Der Muff dröger Authentizität, das Nacherzählen langweiliger Schlafsackgeschichten und Drogenerfahrungen, wie man es aus Lesereise-Tagebüchern sonst kennt, wird somit beinahe vollkommen vermieden.« Die Erstausgabe war bald vergriffen. Zeit für eine »Kritische Ausgabe«! Die Germanistin Jelenia Gora hat Friebe's Wochenendnotate ergänzt und, wo es nötig war, korrigiert. Sie bietet schließlich noch einen editorischen Apparat an, in dem sich Vorstudien und Briefe finden. Kurz – das tolle Buch ist noch unterhaltsamer geworden!

Jens Friebe wurde 1975 geboren, er ist Musiker und Autor und lebt in Berlin. In den vergangenen Jahren erschienen seine Alben »Vorher Nachher Bilder«, »In Hypnose« und »Das mit dem Auto ist egal, Hauptsache dir ist nichts passiert«. Er gilt völlig zu Recht als Popstar.

Jens Friebe

52 Wochenenden

Kritische Ausgabe

*Mit Texten von Dietmar Dath
und Linus Volkmann*

VERBRECHER VERLAG

Arme Meister, arme Schulen, eine sehr arme Wissenschaft.
Doch wenigstens waren sie treu und daher in der Lage, die
Kunst innerhalb einer derart mittellosen Zivilisation über
dem Niveau absoluter Verrohung zu halten.

*Georges Duby: Die Zeit der Kathedralen. Kunst und
Gesellschaft 980–1420*

I started to think incessantly of drinking human blood.
The second thing that brought me back (...) was the sud-
den presence near me of a band of young rock singers who
called themselves Satan's Night Out.

Anne Rice: The Vampire Lestat

Nachts um eins, der Kudamm ruft

Rocko Schamoni: Berlin Woman

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2009
www.verbrecherei.de

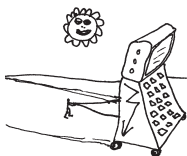
© Verbrecher Verlag 2009
Einband: Sarah Lamparter, Büro Otto Sauhaus
Satz: Christian Walter

ISBN: 978-3-940426-22-2

Printed in Germany

Der Verlag dankt Christine Bawaj, Heike Joswig, Dietmar Dath
und Linus Volkmann.

EINS



Stolz und Zuversicht schmückten wie erbeutete Edelsteine die halb asiatischen, halb kaukasischen Züge des Mädchens, das auf seinem Pony durch die endlosen Steppen der Mongolei ritt. »Das stellst du dir bestimmt auch geil vor mal mit einer waschechten Amazone, was!?!«, sagte Julian und kumpelte mir mit dem Ellenbogen in die Seite. »Ich muss mich darüber wundern, Julian, dass jemand, der mich so gut kennt wie du, und der dazu noch in Gender-Studies doziert, meine ehrliche Andacht anlässlich der Knochenfunde, die nicht nur den Wahrheitsgehalt des Amazonenmythos sondern auch die direkte Verwandtschaft dieses mongolischen Teenagers mit einer jener sagenhaften Kriegerinnen belegen, so gemein ins Sexuelle ziehen kann.«, sagte ich. Sinngemäß. In Wahrheit wusste ich natürlich, dass der scheinbare Widerspruch zwischen Julians Hauptfach und seiner Reaktion letztere bereits erklärte. Sie war der Niesreiz in seiner vom Erschnüffeln symbolischen Scheiterhaufenqualms laufenden Nase. Mit der deutete er nun wortlos und fein auf die 23:12 unter dem Phönix-Logo, was hieß: Aufbruch! Genug mit trashigem Bildungsfernsehen. Es gibt eine Party!

Der Weg nach Kreuzberg war weit, und die Pferde schnauften zum Gotterbarmen, da sie durch den Schneematsch kaum die Equipage vorwärts bekamen, die bald schlingerte, bald stecken blieb. Doch nach etwa einer Stunde, als wir fast schon den Glauben an eine heile Ankunft verloren hatten, machte es »brrr« und wir waren da.

An der Tür empfing uns die Rösinger. Sie war vor einer runden Zahl von Jahren Christiane getauft worden, und ließ sich deshalb feiern, für ihr Wesen und ihr Werk. Ihr Werk, das sind Lieder – Lieder, die sie früher für die Lassie Singers, danach für Britta geschrieben hat, über Stammbars und Trauer, Hunde, Faulheit, Unrecht und Pärchen, Lieder von zarter Beseeltheit und grobem Spott. Ihr Wesen ergibt sich daraus.

An diesem Abend stand die Rösinger unter dem starken Eindruck der Lektüre eines Briefwechsels zwischen Mozart und seiner Schwester. Vor allem die Derbheiten, mit denen das Genie die Mitglieder des Adelstands versah, hatten sie so begeistert, dass sie uns Gäste nur noch mit dämlichen, der Korrespondenz entnommenen Schmähnamen ansprach. Mich nannte sie zum Beispiel »Graf Sauschwanz«, ein armes kleines verstrubbeltes Mädchen, dass angeblich zu oft aufs Klo musste, »Gräfin Brunzgern«. Daraufhin versuchten auch die Gäste selbst sich komische Namen füreinander auszudenken, aber wegen der allgemeinen Charmanz oder Feigheit kam es nur zu harmlosen, sogar schmeichelhaften Wortspielen, so etwa »Verrisselmann« für die Kritikerin Riesselmann und

»Glamourösinger« für die Gastgeberin selbst. Diese war bald gelangweilt und zettelte eine Polonaise an, bei der ich durch Zufall vorne landete, allerdings nur als Strohmann. Die eigentlichen Befehle bellte die Rösinger von hinten: »Auf den Balkon!«, »Ins Schlafzimmer!«, »Ins Treppenhaus!« und so weiter.

Dabei stellte sich bald, vielleicht auch wegen des Sekts, Sektlaune ein, und bei einigen von uns ein Bewegungsdrang, für den der Rahmen Privatparty zu eng war. Wir brauchten eine Disko. Der Mond, so meinten die Schwestern Trixi und Sonja, stünde im Haus des Lehrers¹. Also ab ins »Weekend«.

Der Fahrstuhl in den zwölften Stock kostete den Besucher acht Euro. Zu viel für eine normale Disko – aber nicht zu viel, um Berlin aus einer Perspektive zu sehen, die einem erlaubt, sich als alliierter Bomberpilot zu fühlen, der unsere Eltern bei dröhnendem Subbase (= Düsenmotor) von den Nazis befreit. Etwas die Augen zukneifen muss man beim Blick aus dem Fenster aber schon, sonst stören die stalinistischen Prachtbauten das Bild.

Es war einiges los, auch Armin von Milch² war gekommen – echter verarmter Elektro-Adel. In aller Kürze hier seine Geschichte: Unter dem Namen Milch wurden Armin und sein Partner Anfang Mitte der 90er als die neuen Pet Shop Boys gehandelt. 96 tauschte er den Partner gegen eine Partnerin und erfand mit ihr das 80s-Revival. Wegen finsterner Intrigen lag ihre Platte »Sozialpark« vier Jahre auf Eis, um dann 2000 bei einem kleinen vertriebsschwachen Label fast heimlich

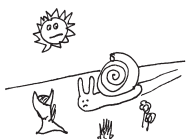
zu erscheinen. »Danach bin ich Gruftie geworden«, pflegt von Milch immer zu sagen. Ich allerdings glaube, dass eine gewisse hauseigene Dämonie ihn schon immer umgeben haben muss.

Kennengelernt habe ich ihn vor vier Jahren, als er so freundlich war meine erste Platte zu produzieren. Wir arbeiteten in seiner Wohnung, in der es immer ein paar Grad kälter war als draußen. Und draußen war es wirklich sehr kalt. Zu jener Zeit war auch der Kannibale von Rothenburg in aller Munde, täglich las man von der Gerichtsverhandlung. Armins glühendes Interesse für den Fall und die Tatsache, dass der Kannibale in der BZ immer »Armin M.« genannt wurde, machten mir Angst. Die Freude über die fertige Platte als solche konnte ich später nie ganz von der Erleichterung trennen, nicht gegessen worden zu sein.

In Bezug auf Armins Aussehen fiel mir nun, da er mit einem Whiskeyglas neben mir stand und über den »Bread and Butter-House« im »Weekend« herzog, zum ersten Mal die Ähnlichkeit mit dem Männchen auf, das früher immer auf Steckdosen in Hotelbadezimmern abgebildet war: ein kleines Teufelchen, das sich mit abgespreizten Fingern rasierte. Keiner der Umstehenden wollte mir Recht geben, keiner kannte überhaupt das Männchen. Ich hätte mir das vielleicht alles nur eingebildet. Wie um die Unzuverlässigkeit menschlicher Wahrnehmung zu illustrieren, erzählte mir Trixi folgende Jugenderinnerung: »Als ich Punk war, hatte ich eine Ratte. Ich hätte eigentlich nie eine haben dürfen, denn meine Mutter hasste Ratten wie

sonst nichts auf der Welt, sie hatte panische Angst vor Ratten. Ich erzählte ihr aber einfach, das wäre eine Maus. Das hat sie nicht nur geglaubt, sie hat das Tier richtig ins Herz geschlossen, und immer zum Arzt gebracht, wenn es mal Schnupfen hatte.« Diese Geschichte nahm ich dankbar mit in den großen Bruder vom Sarg, das Bett.

ZWEI



Staub hatte sich auf dem Pazifik angesammelt. Ich nahm ein Swiffer aus der Box und wischte den Globus ab, auch die Sowjetunion und die Tschechoslowakei, irgendwie rührend, als würde es was nützen. Was für ein seltsamer Traum³ das vorhin gewesen war: Ein Menschenexperiment. Eine kleine Modellgesellschaft, deren Mitglieder weiße Overalls trugen und dazu angehalten waren, stets in einem völlig neutralen Ton miteinander zu reden. Zur Übermittlung von Emotionen bekam jeder eine kleine Trommel mit Farbnäpfen und eine Kelle. Es gab eine wütende Farbe, eine geschmeichelte Farbe, eine gelangweilte Farbe usw. Die jeweils passende teilte man per Kelle dem Overall des Gesprächspartners mit. So trug jeder das Muster seiner sozialen Resonanz spazieren.

Noch im Schlafsuff schien mir die Idee grandios. Doch jetzt – während ich auch noch den Laserdrucker

vom Staub befreite und das Hochfahrgeräusch des Computers Brillanz spendete – war sie nur noch eine fern und schwach zirpende Grille. Fort damit, her mit handfesten Infos. Was gab es Neues im Posteingang an Fakten, Zahlen, Angeboten und Nachfragen? Ah, mein Booker hat die Tour für Februar / März fertig gebucht, sehr gut. Oh, und Ende Februar hat er keine Daten gekriegt, weil NRW gelähmt ist vom Karneval. Das ist nicht gut. Schrecklicher Karneval! Fünf Jahre habe ich in Köln gelebt und gelitten unter diesem Fest. Beim ersten Mal habe ich sogar mitgefeiert und fand es lustig – noch ganz die naive Touristensicht aufs Geschehen. Ist doch sympathisch, dachte ich, ein paar Tage im Jahr schon morgens betrunken und schwul angemalt. Und ab Aschermittwoch ist dann wieder Ruhe bis zur nächsten Weiberfastnacht. Aber so ist es ja leider nicht. Karneval ist für die Kölner kein zeitlich begrenztes Ereignis, sondern das Zentrum ihres Denkens, eine alles bestimmende fixe Idee, wie der Abschlussball für junge Amerikaner, der stinkende Stockfisch für Portugiesen oder die Beschneidung für die westafrikanischen Dowayos.

Einmal wurde im August – also ein halbes Jahr vor Karneval – bekannt, dass der Zug im nachfolgenden Jahr nicht, wie gewohnt, von der Süd- in die Nordstadt, sondern von der Nord- in die Südstadt laufen würde (oder umgekehrt?). Die Lokalpresse drehte durch, und jeder Verkäuferin und jedem Taxifahrer hatte man Rede zu stehen, was man davon hielt, dass jetzt der »Zoch anders eröm« zöge. Ich glaube in jenem

Spätsommer wurde mir klar: Ich muss die Stadt verlassen.

Und jetzt, fünf Jahre später, holte mich Karneval wieder ein, und schlug ein dummes, teures (jeder Off-Day kostet Wagenmiete und Logis) Loch in meine Tour.

Deren Sabotage fing allerdings schon am Abend zuvor an. Schauplatz war der »Privat Club«, eine Art Partykeller unter der gutbürgerlichen Kreuzberger Gaststätte »Markthalle«, sozusagen dessen verdrängtes Unbewusstes. Auch Chris Imler war da, den Älteren, die noch in der »Galerie Berlin Tokyo« zu verkehren das Glück hatten, bekannt als Schlagzeuger der legendären »Golden Showers« – mir vor allem bekannt als mein eigener Schlagzeuger.

Er sah blendend aus im Schein der an die Wand des »Privat Club« geworfenen Mangas, ein Mann auf der Höhe seines Styles. Er brach die Modesprache des Rock, die er noch aus seiner Jugend in den 70ern fließend beherrschte, so gekonnt und behutsam mit Schnittmustern des Hip Hop und New Wave sowie mit fernöstlichen Accessoires, dass seinen Assembles trotz ihrer Eklektik die selbstverständliche Eleganz von Klassikern eigen war. Zusätzlich gaben ihm sein dünner, rabenschwarzer Schnurrbart und seine dunklen, durchtrieben funkelnden Augen das märchenhaft zeitlose Aussehen eines Zauberers. Wir küssten uns. Wir fragten: »Wie geht's?«, und wir fragten »Und dir?«, und als ich ihn fragte, ob er die Termine für die Tour gekriegt hätte, wusste ich, dass was nicht stimmt,

denn Chris machte das Gesicht, von dem er, glaube ich, dachte, dass man ihm, wenn er es machte »einfach nichts übel nehmen« könne. Und leider hatte er damit etwas Recht. Er rückte raus: »Jens, ich weiß, dieser Gig in Lüdenscheid ist dir wichtig, weil es deine Heimatstadt ist, Nostalgie und so. Aber als ich sagte, ich kann da, habe ich vergessen, dass ich da dieses Benefiz organisiere, weißt du, wo der ganze Erlös dem Staat gespendet wird. Ach ja, und am Tag danach, wo du, also eigentlich wir ..., also wo das Hamburg-Konzert sein soll, da spiele ich schon in einem Musical mit. Als Wurst verkleidet.«

Ich dachte nach. Nicht darüber, wie ich ihn von all dem Anderen, das mit mir konkurrierte, abbringen konnte – die Schlacht gab ich fürs Erste verloren – sondern darüber, wie man das, was ich als Chris Imlers Basisdilemma begriff, lösen könnte. Schließlich richtete ich diese Worte an ihn: »Chris, du bist ein sehr beliebter Mann. Alle wollen was von dir, deine Ideen, deine Schlagzeugkunst, den Duft deiner Haut. Und du, du kannst niemandem nein sagen. So entstehen nicht nur Konflikte zwischen den Versprechen, die du anderen gibst. Vor allem für dich selbst fehlt dir Zeit und – ich weiß nicht, ob es dir selbst schon aufgefallen ist – Geld. Nun meine Idee: Statt einer normalen Nummer lässt du dir eine 0190-Nummer geben, sodass jeder, der mit dir sprechen will, automatisch an dich zahlt. So werden die weniger wichtigen Anliegen ausgesiebt, was dir etwas mehr Ruhe verschafft, und die, die sich nicht abschütteln lassen, sanieren dein Leben.«

Kurz dachte ich, ich hätte eine gute Idee. Doch dann legte der DJ Sigue Sigue Sputnik auf, und ich wusste wieder, wie sich wirklich gute Ideen anhören. Au, Mann, »Love Missile F 1-11«. Die Geburtsstunde des Punk. Kam mir 86 zumindest so vor. Ach, noch mal 10 sein und alles machen können!

DREI



Schnee ist gefallen. Nun ist die Erde weiß, als wäre sie eine riesige, vereiterte Eichel, und überall stirbt die primitive alte Sau von Natur. Doch warte nur, schon bald wird sie erwachen und in ihrem neuen Kleid, grün wie Pennerkotze, angeschissen kommen.

Angespannt las ich in meinem Notizbuch, was ich tags zuvor geschrieben hatte. Das war stark, ohne Zweifel, verdammt gutes Zeug. Aber war es stark genug für meine große Aufgabe? Würde es reichen, mich als Pionier an die Spitze des Social Beat⁴ Revivals 2007 zu setzen, das ich in allen Fibern meines seherischen Übersinns heraufkriechen spürte? War das überhaupt richtig Social Beat, was ich da geschrieben hatte? An den Originalschauplätzen der Bewegung, den Ostberliner Lesebühnen der Nachwendezeit, war es irgendwie anders zugegangen. Die dort vorgetragenen Texte hatten immer drinnen gespielt, in asozialen Wohnungen. Die Protagonisten tranken Tütenwein und hatten

möglichst ekelhaft beschriebenen Sex. Hing der Dichter der fantastischen Richtung an, durften Außerirdische auftreten und zum Beispiel Ektoplasma auf die weibliche Hauptfigur spritzen. Aber Naturlyrik war da nicht vorgesehen, auch nicht, so meine bange Sorge, wenn man sie mit Gott weiß was für Schweinskram pimpte. Durfte man, quälte mich bereits die nächste Sorge, überhaupt so fragen, musste man nicht einfach den ganzen Wortschleim aus dem Innern am Gehirn vorbei hochwürgen, und ihn mit einem satten Schmatz dem Leser ins Gesicht speien? Und war das nicht grade eine Metapher? Benutzten Social Beatles so was? Ach-achach, ich war wirr.

Doch es gab Hoffnung auf Heilung, würde ich doch an diesem Tag dem großen Aufklärer Dietmar Dath begegnen. Von fern bewunderte ich ihn, seit ich »Sie ist wach« gelesen hatte – eine luzide und leidenschaftliche Liebeserklärung an die Fernsehserie »Buffy the Vampire Slayer«. Er interpretierte sie als Mythos vom emanzipierten Menschen und seinem Kampf gegen den Rücksturz ins Dunkel einer archaischen Ordnung. Seitdem habe ich mich nicht getraut »Buffy« zu gucken, zu groß war die Angst, die Serie würde nicht halten, was der Text versprach. Und nie hätte ich zu hoffen gewagt, selbst mal dem Ausnahmebewusstsein Daths als Inhalt zu dienen. Dementsprechend groß waren mein Staunen und mein Stolz, als seine Besprechung meiner ersten Platte in der FAZ erschien. Was er über mich schrieb, war völlig unverständlich, fast an der Grenze zur Geisteskrankheit, aber das störte

mich nicht. Es mehrte im Gegenteil das Geheimnis der Verbindung, die aber in der Folgezeit durch flüchtige Begegnungen immer weniger geisterhaft wurde, und sich schließlich vollends in Form seiner Anfrage materialisierte: Ob ich Lust hätte, Musik zu machen, wenn er und Daniela Burger auf der Reeperbahn ihre Ausstellung eröffnen, und ob ich ihn dann auch gleich von Berlin aus mitnehmen könnte. Natürlich wollte ich, denn meine Seele war voller Nebel, den Dath wegsonnen sollte.

Dath trug eine Buffy-Kappe, einen Sechstagebart und eine Brille, die seinen Blick kleinäugig und starr wirken ließ wie den eines Radikalen unbestimmter Couleur, Typ General Strellnikov aus Dr. Schiwago. Vielleicht hätte dieser Aspekt seiner Aura, wären wir allein gewesen, sogar Anlass zu einer Beunruhigung gegeben. Aber das waren wir nicht gewesen. Meine Schwester, ihre Freundin und Julian hatten sich ebenfalls ins Auto eingeladen. Auch sie wollten die Chance nutzen, sich an das Urteilstkraftwerk Dath anzuschließen. Jeder von ihnen hatte Fragen notiert: »Wie sollen wir leben?«, fragte Julian, »Was können wir wissen?«, fragte meine Schwester, und zuletzt ihre Freundin »Was dürfen wir hoffen?« Dath antwortete prompt, musste aber etwas ausholen. Für jede Antwort brauchte er eine Stunde, und bevor ich mein Problem auch nur ansprechen konnte, entfaltet sich vor uns die schmutzige Pracht der Reeperbahn mitsamt der Galerie.

Die Ausstellung hieß übrigens »Musik für Taube«. Daniela Burger hatte Plattencover zu Platten entworfen,

die es gar nicht gibt, von Bands, die es teilweise auch nicht gibt. Dath hatte dazu fiktive Rezensionen geschrieben, zum Beispiel einen Verriss der Platte »Jenseits von Hinten« von »Blautkreid«, auf deren Cover debile Hippies beim Picknick saßen. Der hiermit subtil über eine ehrwürdige Hamburger Band gegossene Spott sei aber »good natured«, versicherte Dath, bevor er mich wenig später ansagte: »Und nun wird der von uns frei erfundene Sänger Jens Friebe ein paar Lieder spielen.«

Ich selbst verstand kaum, was ich sang, denn die Anlage war winzig, und der ganze Raum war voller Leute mit dicken Pullovern, in denen sich die Töne verfangen. Auf St. Pauli schlucken die Kunstärtsche Schall wie die Nutten Sperma, dachte ich. Oh, das war gut. Ach, aber wieder eine Metapher. Oder ein Vergleich? Mist, verspielt!

Nach dem Auftritt verabschiedete sich Dath, er müsse sofort ins Hotel, um dort ein Buch zu lesen oder zu schreiben. Nun war ich allein, die anderen waren schon in ein Restaurant mit einem völlig uneinprägsamen Namen verschwunden. Ich stellte mich auf ein paar einsame warme Biere ein, als mich ein kleines lalendes Mädchen mit Brille ansprach: »Hallo, fand ich gut deine Lieder. Und passten gut zu den Bildern irgendwie. Ich bin übrigens auch Künstlerin. Ich mache Fotos. Ich fotografiere alles, was ich trinke. Das zum Beispiel habe ich vorhin geschossen.« Sie tippte auf ihrem Handy herum, bis das gewünschte Bild auf dem Display erschien, dann hielt sie es mir hin: ein Schnaps-

glas, über dessen Rand jemand aus Versehen einen Fisch gehängt hatte. »Das ist ein Bommerlunder mit einer milden Sardelle drin. Man nennt es ›Schlappschwanz‹.« Tief schaute ich der Fotografin, nein, der Verbündeten in die Augen und fragte: »Haben sie 2007 schon was vor?«

VIER



Soeben erreichte mich folgende, offensichtlich auf meinen Text von letzter Woche Bezug nehmende, Zusage: »also die jeschichte gloob ick nich. die olle hatte nich wirklich n fisch im dring. ick meen, die hamburger spinnen, dit weeiß ick, aba fisch im dring??? und wat machtse nu 2007? da würde die geschichte ja mal interessant werden und, wat überhaupt is mit meinen bauhaus dingern? tüte! meld dir – dein hans«

Lieber Hans. Dazu drei Dinge: 1. Doch, die Fotografin hatte tatsächlich einen Fisch im Drink. 2. Keine Sorge, um die »Bauhaus«-Karten kümmere ich mich, und 3.: Obwohl der Stil deines Briefes mich zur Hoffnung berechtigt, mit meiner Idee vom Social-Beat-Revival fruchtbaren Boden⁵ einzurennen, habe ich mich umentschieden: Ich will jetzt doch nicht mehr helfen, das Ding anzuschieben. Klar geworden ist mir das Samstag um 13:04 Uhr, als ich, hin und her gerissen zwischen Übelkeit und Durst, im Bett lag. Was die